

Liebe Gemeinde,

geh aus, mein Herz – das wäre für jede Sommerpredigt ein schöner und passender Anfang! Das Lied von Paul Gerhardt beschreibt den Jubel der Schöpfung, an dem wir teilhaben können, wenn wir hinausgehen. Heute jedoch möchte ich Sie dazu einladen, mit mir „Ins Innere hinaus“ zu gehen, wie das Essaybuch von Christian Lehnert lautet. Sein Untertitel „Von den Engeln und Mächten“ macht deutlich, wem oder was wir auf dieser mystischen Reise begegnen können.

Der 1969 in Dresden geborene Dichter und Theologe Christian Lehnert erlebte noch als Kind und Jugendlicher die DDR-Zeit und entdeckte als etwa 13jähriger überraschend eines Tages Gott oder Gott ihn. Seitdem ist er auf der Suche nach einer Sprache, die die materiale Wirklichkeit zugleich beschreibt und überschreitet. Er beschreibt ohne die üblichen Worthülsen, die mit einer kirchlich-christlichen Sozialisation einhergehen können, wie der Einbruch der Transzendenz in den Alltag, in das Innere eines Menschen, aussehen kann. Seinem Buch hat er als Vorwort eine Geschichte vorangestellt, deren letzter Abschnitt ein Doppelpunkt für das dann weiter Entfaltete ist.

Das ist nun nicht gerade eine Sommergeschichte, sondern sie spielt mitten im Winter und führt uns in die Aluminiumschmelze von Wolfen, wohin der junge Kriegsdienstverweigerer Lehnert zum Spatendienst abkommandiert worden war. Einer der Bausoldaten verlässt morgens um zwei Uhr das Schlafgebäude. Er war wie die anderen nach zehn Stunden lebensgefährlicher Arbeit „stumm in den Lastkraftwagen geklettert, seine Pupillen, ohne erkennbare Blickrichtung, waren auffallend scharf, stechend klein“, so schreibt Lehnert, und weiter: „... nicht nach außen gerichtet, nicht nach innen, so marschierte er in der Kolonne zum Essen.“

„In der Nacht erwachten wir von Schüssen und Schreien. Um den Appellplatz standen Soldaten des Wachregiments. Ratlos hatten sie in die Luft gefeuert. Er ging langsam, ohne auf die drohenden Zurufe und Befehle zu reagieren, Bahnen um den ovalen Platz... er blieb genau auf der Piste, auf der wir oft lange Abende marschierten, ohne Sinn und Grund und immer um die leere Mitte herum. In der Hand hielt er seine kleine Blockflöte, die er von Zeit zu Zeit an die Lippen setzte. Er versuchte zu spielen, aber die Finger waren zu kalt und der Atem ging zu schnell, da ließ er sie sinken und sang eine fremdartige Tonfolge auf dunkle Silben.“

So beschreibt Lehnert die Szene. Er erzählt, wie der Mann widerstandslos abgeführt und einige Tage lang verhört wird. Offenkundig verunsichert er die Stasi-Beamten nachhaltig, da er weder eine Provokation beabsichtigt hatte noch verrückt geworden war. Doch aufgrund der skurrilen Regelwidrigkeit soll er eine Erklärung schreiben. Seine Stellungnahme fand sich später in den Stasi-Unterlagen wieder. Hier stand:

„Wer niemals eine Berührung mit einer anderen Realität hatte, nie einen Schauer empfand, weil etwas nah kam, das im tiefsten Sinn guttat und doch Angst machte, wird in meinen Zeilen nichts finden, was ihn interessieren oder was er verstehen könnte. Wer nie plötzlich überwältigt wurde von einem gewöhnlichen Eindruck, und es war darin mehr, viel mehr als das Wahrgenommene, der wird in diesem Text keine Erklärung für mein Tun finden. Denn ich kann es selbst nicht erklären, ich kann höchstens auf Ihr Mitgefühl oder Ihre Neugier hoffen. Begründen kann ich nichts.“ (Christian Lehnert, *Ins Innere hinaus. Von den Engeln und Mächten*, Berlin 2020, S. 9).

Begründen kann ich nichts! Lehnert beschreibt hier in und mit seiner kleinen Geschichte etwas von dem, was wir auch hier im Gottesdienst tun: Gebet und Liturgie sprengen die Herrschaft von Zweck und Nutzen, und was der Mann mit seinem Flötenspiel und seinem Gang um den ovalen Platz tut, ist etwas, das man in der Tradition von Joseph von Eichendorff Taugenichtstun nennen könnte. Es schadet niemanden, doch ist es auch nicht nutzbar zu machen – es entzieht sich einfach jeder Kategorisierung und hält den Raum für die spielende Weisheit offen, wie sie in dem biblischen Buch der Sprüche beschrieben wird. Sophia, die Weisheit, ist schon im Anfang da, noch bevor die Erde geschaffen wurde. Als Gott „die Grundfesten der Erde legte“, so steht es in Sprüche 8, 29 und folgende, „da war ich beständig bei ihm; ich war seine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit; ich spielte auf seinem Erdkreis und hatte meine Lust an den Menschenkindern.“

Er, sie hat Lust zu uns, das ist ein schöner zweckfreier Schöpfungsgrund, und er entzieht uns jedem Daseinszweck, den Konzepte wie Kommunismus, Sozialismus und Kapitalismus zwar unterschiedlich formulieren, aber alle zielen darauf, Taugenichtse zu vernichten bzw. Kunst und Religion zu beschränken.

Christian Lehnert legt die Folie marxistischer Begriffe über die Gegenwart und sieht sie erscheinen, die sogenannten Freien vor ihren Bildschirmen und Smartphones, in Kneipen und Galerien, in Flugzeugen und Büros, die dem früheren Proletariat zum Verwechseln ähnlich sehen, und sich „stückweis verkaufen müssen, eine Ware wie jeder Handelsartikel“ („Ins Innere hinaus“, 2020. S.127).

Diese stückweisen Freien sind eine Spekulationsmasse im Informationskapitalismus und gleichen einem Warenstrom oder einer Geldanlage. Eine ökonomische Geistkraft herrscht, die wachsen will, eingebettet in digitale Technik, die immer mehr Lebensbereiche erfasst und vernetzt, die Welt umgestaltet und das Innere des Menschen erobert. Beschränkt darauf, Kunde und Käuferin zu sein, greift der beschleunigte Ressourcenverbrauch nach der Natur und den Beständen kultureller Erinnerungen nun auch das Meer des Unbewussten an. Wir werden Sklaven, wenn wir uns schlucken lassen. Denn die Zweckrationalität ökonomischer Beziehungen durchdringt auch immer mehr die religiöse Sehnsucht. Wir, die Reichen, auf Kosten der Armen lebend, müssen schauen, dass wir nicht spirituell verarmen. Der Mensch lebt nun mal nicht vom Brot allein, so zitiert Jesus laut Mt 4,4 einen Satz aus 5. Mose 8,3. Sondern er lebt genauso davon, dieses Brot zu teilen und von dem Wort zu wissen, das aus dem Mund Gottes geht.

Die liberale Ökonomie agiert auf dem Grundsatz, dass niemandem mehr das Recht zuerkannt wird, sich anders zu verhalten, als es dem eigenen Vorteil dient. Das wird zum kategorischen Imperativ einer ökonomisierten westlichen Gesellschaft. Die Selbstsorge gerät zur Kardinaltugend, zur Bedingung des guten Lebens. Basierend auf diesem Grundwert werden Algorithmen effektiv.

Sucht mich, so werdet ihr leben! Diese Ansage des Propheten Amos ist ein Rettungsanker. Es ist eine subversive Ansage, denn neben der Kunst ist es die Religion, die verstört und Wahrnehmungsräume weitet, andere Welten, andere Perspektiven entwirft. Sucht nicht das eure, sucht mich!

Die Religion klagt das Andere ein, sie fragt nach uns im Sinne einer existenziellen Nacktheit, fragt von unseren Grenzen her, von Tod und Geburt, von Fürsorge und Absehen-von-sich-selbst. Sie nimmt uns alle Gewissheiten über uns selbst und das, was wir wirklich wollen, sie macht uns Reiche bettelarm. Nackt stehen wir da und haben die eine wirkliche Wahl: uns dem Ungestalten, dem radikal Fremden zu öffnen, das mit dem Wort „Gott“ angedeutet ist, oder uns selbst zu folgen, ausgesetzt den Eingriffen von Mimikry-Maschinen in unsere Seele, die uns Ersatzbefriedigungen vorgaukeln.

Das Ungeformte, das tiefer liegt als alle Strukturen und Automatismen, als alle Autonomie und als jede Vorstellung von uns selbst, das Unmögliche am Grund des Möglichen, der tiefe Raum des Unbestimmten, aus dem heraus die Wirklichkeit zu einem göttlichen Atemzug wurde, mag uns den offenen Horizont wiederbringen.

Und dieser offene Horizont ermöglicht sie, die Begegnung mit den Engeln und Mächten, die im Untertitel des Buches „Ins Innere hinaus“ auftauchen. Lehnert ist kein Esoteriker, aber er lässt sich ein auf Phänomene, die das Sag- und Erzählbare überschreiten. Und: Wer immer sich auf religiöse Phänomene einlässt, muss, wie schon der pragmatische Psychologe William James konstatiert, den Realitätsbegriff relativieren: „Es ist, als gäbe es im menschlichen Bewusstsein ein Empfinden von Realität, ein Gefühl von objektiver Gegenwart, von ‘da ist etwas’ - eine Wahrnehmung, die tiefer und allgemeiner reicht als irgendeiner der besonderen ‘Sinne’, denen die gängige Psychologie das ursprüngliche Entdecken realer Existenz zuspricht.“ (William James, Die Vielfalt religiöser Erfahrung, Ffm 1997, 89).

Sobald die Menschen begannen, Inneres und Äußeres zu unterscheiden, Grenzlinien zwischen oben und unten, Himmel und Erde zu ziehen, und entsprechende Riten und Rituale installierten, um Ordnung und Regel in die unerklärliche Fremde der Welt zu senken, entstand zunächst eine Distanz. Dann aber wurden schon bald die entstandenen Zwischenräume von „Zwischenwesen“ bevölkert, die die Entfernungen ausfüllten. Diese Wesen entziehen sich einer Systematik und einer eindeutigen Genese.

Viele dieser Zwischenwesen haben einen Botencharakter, sie vermitteln, bewohnen Grenzstreifen, sind als Überführer, als Schmuggler wie auch als warnende Wächter beweglich zwischen den Welten unterwegs, huschen wie Gedanken im Nu von einem Ort zum nächsten.

Lehnert schreibt über die Engel: „Sie werden ... von Menschen meist als Kräfte erfahren, die *in* ihnen wirken – als Eindrücke und Träume, als Atmosphären und Gefühle, als Aura und Anziehung. Sie kommen aus der äußersten Ferne und gehen auf in der Verinnerlichung, nah dem eigenen Lebensgeheimnis derer, die sie erfahren...“ (18). Aber, so schreibt er später: „Die Engel, Bewohner der Grenzen, die Resonanzgestalten, die einst im unsicheren Zwischenreich von Mensch und Gott pulsierten, sind verflogen. Es ist winterlich still geworden in der geistigen Welt. Zurück ließen sie die leblosen Spuren ihrer selbst, den Engelsramsch und die rasant wachsenden Populationen der niedlichen esoterischen Dienstleister, die für Wohlbehagen sorgen.“

Immer schon waren Engel die Spiegel eines bestimmten spirituellen Zustandes – und mehr als zahme Schutzgeister, unsichtbare, freundliche Versicherungsvertreter im Diesseits, scheinen uns nicht zuzustehen. Nicht die Engel verfielen, sondern die Sinne der Menschen, wenn sie nach innen gerichtet waren.“ (S. 65)

Was tun gegen ein solches Verfallen der Sinne? Vielleicht waren Sie schon im Urlaub, oder die schönen zweckfreien Tage stehen Ihnen noch bevor. Dann wird es wieder Zeit und Raum geben, die inneren Sinne zu schulen und zu nähren. Während meines Urlaubs, der mich für eine Woche nach Mailand führte, stieß ich in der Pinacoteca Brera auf ein Bild des Renaissancemalers Piero della Francesca. Es ist ein Stück des Montefeltro Altars aus dem Jahr 1472 und zeigt sechs Heilige und vier Engel, die um die betende Maria mit ihrem schlafenden Kind auf dem Schoss herum gruppiert sind. Vor ihnen kniet der Auftraggeber, Federico da Montefeltro. Wenn Sie sich Zeit lassen und genau hinsehen, spüren Sie: Es ist ein Bild der Stille. Die Figuren auf dem Bild sehen sich nicht gegenseitig an. Ihre Augen treffen sich nicht, sie treffen auch nicht auf uns, die Betrachtenden. Sie weisen über sich selbst und über das Bild hinaus, blicken ins Unbestimmte. Ihre Lippen scheinen wie versiegelt. Stille füllt den Raum. Das Bild offenbart einen Widerspruch: das Geheimnis dessen, was nicht ist und sich doch mitten unter uns befindet. Aber dass die Figuren schweigen, den Blick nach innen richten, bedeutet nicht, dass sie isoliert sind oder völlig bezuglos zueinander. Vielmehr ist sichtbar, dass jede und jeder seine eigene Geschichte erzählt, und dass diese vielen Geschichten miteinander verwoben sind, weil sie dieselbe Mitte haben. Diese Geschichten spielen in einer Welt der Bedeutung, in der Worte nicht genügen. Ihr leicht schläfriger Ausdruck erscheint zugleich kindlich: sie hören etwas, das wir nicht hören können, ihre offenen Augen sind tief in Kontemplation versunken. Das Gebäude, in dem sie sich befinden, bewahrt sie; hier kann nichts verloren gehen; sie bewahren eine verborgene Wahrheit, die der absoluten Schönheit, die nur für sich steht und doch alle miteinander verbindet.

Kunst und Religion sind solche Orte der Freiheit, der Schönheit, der Kontemplation. Die Kirche kann ein solcher Raum sein, der die Wahrheit, an der die Engel im Bild ihren Anteil haben, birgt. Hier sind wir in der Ruhe, die wir brauchen, um vom Inneren wieder hinaus zu gehen, in eine Wirklichkeit, wie sie auch Paul Gerhardt in seinem Jubellied zur Schöpfung beschreibt.

Engel können wir überall treffen, schreibt Lehnert, denn auch die erwachende Natur kann zum Lager eines Engels werden: vornehmer aber seien ihnen, wenn sie einkehren wollten, die Augen der Tiere. Schauen Sie in diese Augen: sie offenbaren Vertrautes und Fremdes zugleich, sie eröffnen einen Raum, der so tief ist wie das Weltall, in dem man sich verlieren kann und zeigen etwas vom Anfang und Ende der Schöpfung, deren Teil wir sind.

So erlebt es Christian Lehnert: „Seitlich zu mir, den Kopf leicht gedreht, stiert eine Amsel. Ich kann nicht genau sehen, wohin der plötzlich verharrende Vogel in gespannter Aufmerksamkeit schaut, denn seine Augen sind randlos schwarz und zeigen somit keine Bewegung der Pupillen. Aber ich kann spüren, wie die Blicke mich berühren, abtasten, nach meinem Herzschlag lauschen, um zu erkennen, was ich im Schilde führe.“ (S. 10) Beruhigt von der sinnenden Erscheinung, pickt die Amsel, in der vielleicht gerade ein Engel gewohnt hat, aber auf alle Fälle eine Seele wohnt, die uns mit allem Lebenden verbindet, weiter. Über diese Verbindung gibt der Dichter und Theologe Christian Lehnert Auskunft, mithilfe einer Sprache, die uns die Vorstellung des Judentums, des Christentums wie des Islam lebendig macht, nämlich dass der Kosmos eine Wortgestalt hat, und Gott sich auch in und durch Sprache zeigt.

Geht hinaus und sucht Freud – und findet sie: und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Inge Kirsner